



Glaubenssachen

Sonntag, 29. September 2024, 08.40 Uhr

Zwischen den Zeilen ein Leuchten
Literaturnobelpreisträger und die Religion
Von Jan Ehlert

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

In wenigen Tagen ist es wieder so weit: In Stockholm wird verkündet, wer in diesem Jahr mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wird. Im Jahr 2023 war dies der Norweger Jon Fosse. Ein Schriftsteller, der in seinem publizistischen Schaffen auch von einer Sehnsucht und der Suche nach Spiritualität angetrieben wird. Das offenbart sich zum Beispiel in seiner Novelle mit dem Titel „Ein Leuchten“. Dort erfolgt ein Ausbruch aus der Langeweile. Ohne Richtung treibt der Ich-Erzähler durch das Leben. Ohne Ziel macht er sich schließlich auf den Weg.

„Nichts, was mir zu tun einfiel, bereitete mir Freude. Und darum tat ich einfach irgendwas. Ich setzte mich ins Auto und fuhr los, und wo ich entweder nach rechts oder nach links fahren konnte, fuhr ich nach rechts, und wenn ich bei der nächsten Kreuzung entweder nach rechts oder nach links fahren konnte, fuhr ich nach links. Und immer so weiter. Zum Schluss war ich auf einen Waldweg geraten, mit so tiefen Fahrspuren, dass der Wagen spürbar aufsetzte.“

Und hier im Wald geht es nicht weiter. Der Wagen hat sich festgefahren, kann weder vor noch zurück. Die Sonne geht unter, schnell wird es dunkel. Schneefall setzt ein – und ein Gefühl von Verlorenheit. Doch da, plötzlich, sieht der Ich-Erzähler etwas im Wald. Etwas kommt auf ihn zu.

„Ein Leuchten. In der schwarzen Dunkelheit wird es so deutlich. So leuchtend weiß. Ein weißes Leuchten. Ich stehe ganz still. Ich versuche, mich nicht zu rühren. Einfach ganz still stehen. Ein weißes Leuchten. Der Umriss von einem Menschen. Ein Mensch in einem weißen Leuchten. [...] Nein, das ist unmöglich. Nicht hier im Wald, nicht hier in der Dunkelheit, am Abend. Aber was ist es dann?“

Eine eindeutige Antwort gibt Jon Fosse nicht. Wie so oft in seinem Werk bleibt auch hier das Wesentliche ungesagt. Unbenannt. Und doch: Der Norweger macht kein Geheimnis daraus, wie wichtig sein christlicher Glaube für sein schriftstellerisches Schaffen ist. „Alles, was ich schreibe, ist eine Art Gebet“, sagte er in einem Interview mit der Neuen Zürcher Zeitung. Und so klingt es fast wie ein Glaubensbekenntnis, wenn sein Erzähler der weißen, leuchtenden Gestalt näherkommt.

„Vielleicht, vielleicht, vielleicht war sie schlicht und einfach ein Engel, vielleicht ein von Gott gesandter Engel. Denn die Gestalt war so leuchtend weiß. [...] Und ich sage: bist du da – und ich höre eine Stimme sagen: [...] Ich bin hier, ich bin immer hier, immer bin ich hier. Es war eine dünne, schwache Stimme, trotzdem war es, als hätte diese Stimme eine Art warme und tiefe Fülle, ja beinahe, ja als ob etwas, das man Liebe nennen könnte, in der Stimme war.“

Was für ein tröstliches, hoffnungsvolles Bild. Besonders, wenn man den Kontext betrachtet. Denn genauso wichtig wie das weiße Leuchten ist dabei auch der dunkle Wald. Ein Mann in der Mitte des Lebens, der sich dort verirrt: Fosse greift hier eines der bekanntesten literarischen Werke des Christentums auf: Dantes Göttliche Komödie,

die den Wanderer zunächst hinab in die Hölle, später aber ins Himmelreich führt. Auch dort heißt es gleich zu Beginn:

**„Auf halbem Weg des Menschenlebens fand / ich mich in einen finstern Wald
verschlagen. / Weil ich vom rechten Weg mich abgewandt.“**

Fosses, wie auch Dantes Erzähler sind vom rechten Weg abgekommen. Haben sich verirrt. Und beschreiben damit ein Gefühl, das vermutlich vielen Menschen bekannt ist, oft, aber nicht nur in der Lebensmitte. Ein Gefühl der Entwurzelung, der Richtungslosigkeit. Auf der Suche nach dem richtigen Weg in einer Welt, die immer unübersichtlicher wird. Auch, weil der Einfluss von Religion, von christlichen Werten als Richtschnur menschlichen Handelns, immer stärker abnimmt, dieser Meinung war zumindest schon vor 100 Jahren der amerikanische Lyriker T.S. Eliot, der 1948 den Nobelpreis erhielt. Mit Blick auf das Themenfeld der Religion sah er in der Krise der Kirchen eine zunehmende emotionale Unfähigkeit des Menschen, seinen Geist für Spiritualität zu öffnen. Die Menschheit sei auf den Weg in ein „ödes Land“, so auch der Titel seines monumentalen Gedichts aus dem Jahr 1922. Ein Land, in dem auch über die Kirchen nur noch der Wind der Vergangenheit weht.

**„In dieser Moderhöhle zwischen den Bergen, / im schwachen Mondlicht singt das
Gras / über den zerfallenen Gräbern rings um die Kapelle. / Dort ist die leere
Kapelle, wo nur der Wind wohnt. / Sie hat keine Fenster, und die Tür schwingt im
Wind. / Trockene Knochen können niemandem weh tun.“**

Diese Knochen wieder mit Leben zu füllen, diesem Ziel verschrieb sich Eliot, der 1930 zur anglikanischen Kirche konvertierte. Sein Ringen, diesen Schritt zu tun, seine Auseinandersetzung mit dem Glauben hat er eindrucksvoll in seinem Gedicht „Aschermittwoch“ beschrieben. Papst Franziskus würdigte Eliot daher in seinem „Brief über die Bedeutung der Literatur in der Bildung“ als den „Dichter, dem der christliche Geist zeitgenössische literarische Werke verdankt“. Der Brief ist eine Liebeserklärung an das Lesen.

**„Die Aufgabe der Gläubigen und insbesondere der Priester besteht gerade darin,
das Herz der Menschen von heute zu berühren, damit sie angerührt werden und
sich für die Verkündigung Jesu, des Herrn öffnen und in diesem Bemühen ist der
Beitrag, den die Literatur und die Poesie leisten können, von unschätzbarem Wert.“**

Priester und Schreibende hätten dabei eines gemeinsam: Sie suchen für etwas Worte, was sich eigentlich nicht in Worte fassen lässt. Priestern, die nicht lesen, bescheinigt er daher eine „ernsthafte intellektuelle und spirituelle Verarmung“. Denn:

**„Bei der Lektüre wird der Leser durch das, was er vom Autor erhält, bereichert, was
ihm aber gleichzeitig erlaubt, sich im Reichtum seiner eigenen Person zu entfalten,
so dass jedes neue Werk, das er liest, sein persönliches Universum erneuert und
erweitert.“**

Aber nicht nur die Priester, auch jede und jeder einzelne könne durch die Literatur Halt finden. Einen Ausweg aus dem dunklen Wald, der unseren Blick auf die Welt versperrt, begrenzt, so Franziskus, durch ein Effizienzdenken,

„das die Unterscheidung trivialisiert, die Sensibilität verarmen lässt und die Komplexität reduziert. Es ist daher dringend notwendig, dieser unvermeidlichen Beschleunigung und Reduzierung unseres täglichen Lebens entgegenzuwirken, indem wir lernen, uns vom Unmittelbaren zu distanzieren, zu verlangsamten, zu betrachten und zuzuhören. Dies kann geschehen, wenn ein Mensch ohne andere Absichten innehält, um ein Buch zu lesen.“

Diesen Glauben an die positive Macht der Literatur teilt Papst Franziskus mit Alfred Nobel, dem Stifter der nach ihm benannten Preise. Ausgezeichnet werden sollten, so hat er es in seinem Testament bestimmt, jene Personen, die „im verflossenen Jahr der Menschheit den größten Nutzen gebracht haben“. Für die Literatur bedeutet das: Der Preis geht an jenen Schriftsteller oder jene Schriftstellerin, die in ihren Werken das Beste in idealistischer Richtung geschaffen hat. Menschlichkeit und Nächstenliebe waren für die Jury dabei häufig ausschlaggebende Argumente: So erhielt Rudolf Eucken den Preis für die Wärme, mit der er eine ideale Weltanschauung geschaffen habe. Björnsterne Björnsson für ein Werk, das durch „eine seltene Seelenreinheit“ ausgezeichnet sei. Und Romain Rolland für „das Mitgefühl und die Wahrheit, mit der er verschiedenste Menschentypen“ zeichne.

Doch ein klares Bekenntnis zum Christentum gab es seitens der Schwedischen Akademie nie. Im Gegenteil: Mit ihren Entscheidungen sorgten sie nicht selten für den Zorn der Katholischen Kirche. 1952 ließ Papst Pius XII. sogar das Gesamtwerk eines Literaturnobelpreisträgers auf den „Index Librorum Prohibitorum“, also das Verzeichnis der verbotenen Bücher setzen. Der Franzose André Gide, ausgezeichnet 1947, habe sich, obwohl von der Geburt bis zum Tode innerhalb des Christentums lebend, doch immer als „vollbewusster Christenfeind verhalten“, war in der Vatikanzeitung „Osservatore Romano“ zu lesen. Da der „verlorene Sohn“ auch am Ende seines Lebens nicht heimgekehrt sei, müsse man ohne Umschweife sagen, wie es mit seinen Grundsätzen bestellt war:

„Wohlgefallen daran, sich verworfen zu fühlen, das ablehnen, was die Anständigen auch unter Einsatz ihres Lebens bejahen. Hinken und dazu behaupten, das sei aufrechte Gangart, sich als Krüppel fühlen, sich dessen rühmen und die verspotten, die aufrecht gehen“.

Dass Gide, der verlorene Sohn, gar nicht heimkehren wollte, hatte er bereits in einem seiner frühen Werke deutlich gemacht, indem er die Erzählung aus der Bibel neu interpretiert. Auch hier kehrt der Sohn nach langer Zeit zurück, wird von seinem Vater in die Arme geschlossen und reich beschenkt. Doch anders als in der Bibel tritt am Ende der Geschichte der jüngere Bruder ans Bett des Rückkehrers.

„Als du weggingst, fühltest du da, daß du schlecht handeltest?“ „Nein; ich fühlte in mir etwas wie eine Verpflichtung, fortzugehen.“ „Und was ist denn seither geschehen, daß aus deiner Wahrheit von damals Irrtum wurde?“ - „Ich habe gelitten.“ - „Und deshalb sagst du: ich hatte unrecht?“ - „Nein, nicht gerade deshalb; aber das hat mich zur Besinnung gebracht.“ - „Früher also bist du nie zur Besinnung gekommen?“ - „Doch, aber meine schwache Vernunft war nachgiebig gegen meine Begierden.“ - Mit einem Wort, du hast darauf verzichtet, der zu sein, der du sein wolltest.“

Und so endet Gides Geschichte des Verlorenen Sohnes nicht mit einer Rückkehr, sondern mit einem neuen Aufbruch: Der jüngere Sohn verlässt das Haus, um seine Freiheit zu finden.

„Was! Du willst tun, was ich nicht konnte?“ - „Du hast mir den Weg aufgetan. Der Gedanke an dich wird mir beistehn.“ - „Ich kann dich nur bewundern. Du dagegen musst mich vergessen.“

Bei Gide ist es also die vorsätzliche Abkehr vom Wege, von den Sicherheiten. Die Gefahr des Verirrens im Walde nimmt er für die Suche nach einer individuellen Freiheit des Geistes bewusst in Kauf. Um das tun zu können, so Gide, müsse man das Alte vergessen. Die Glaubenssätze, die ihm in seiner Kindheit eingeschärft wurden. In einem, glaubt man seiner Autobiografie, zwar streng calvinistischen, aber lieblosen Elternhaus.

Gide ging es dabei nicht gegen den christlichen Glauben an sich. Es ging gegen die rigiden Moralvorstellungen einer Geistlichkeit, die in seinen Augen den Humanismus nicht förderte, sondern sich ihm entgegenstellte.

Diesen Gedanken weitergeführt hat der deutsche Literaturnobelpreisträger Heinrich Böll. Er sei „katholisch, katholisch, katholisch“, sagte er oft. Und doch: Mit der katholischen Kirche der Nachkriegszeit ging er hart ins Gericht. Sie stehe nicht mehr auf der Seite der Armen und Schwachen, sondern drehe sich um ihren eigenen Reichtum und um ihre Selbstgerechtigkeit, kritisierte er - und schrieb darüber.

„Ich habe das oft bei Katholiken bemerkt: Sie hüten ihre Schätze – die Sakramente, den Papst – wie Geizhälse. Außerdem sind sie die eingebildetste Menschengruppe, die ich kenne. Sie bilden sich auf alles was ein: auf das, was stark an ihrer Kirche, auf das, was schwach an ihr ist, und sie erwarten von jedem, den sie für halbwegs intelligent halten, dass er bald konvertiert.“

Sein Roman „Ansichten eines Clowns“ sorgte dabei 1963 schon vor seinem Erscheinen für Proteste der Kirche. Marie ist die Geliebte von Hans, einem Clown. Seit sechs Jahren leben sie zusammen, doch als sie heiraten wollen, gerät die strenggläubige Marie ins Zweifeln, angestachelt von einem Prälaten, der ihre Beziehung zu einem Nicht-Katholiken moralisch infrage stellt.

„Im 13. Jahrhundert hätten nicht einmal die Kardinäle sich drum gekümmert, ob ich mit ihr verheiratet gewesen wäre oder nicht. Jetzt trommelt jeder katholische Laie auf ihrem armen Gewissen rum, treibt sie in ein unzüchtiges, ehebrecherisches Leben nur wegen eines dummen Fetzens Papier. [...] Sie treiben sie in Unzucht und Ehebruch hinein – wenn Sie das als Priester verantworten können, bitte.

Vergebung oder Regeltreue? Bedingungsloser Gehorsam oder menschliches Mitgefühl? Bei Böll werden diese Pole gegeneinandergestellt. In seinen Figuren kann man das Ringen nachvollziehen, wenn der eigene Glaube und die kirchliche Institution nicht mehr miteinander vereinbar scheinen.

Ein Ringen, das Heinrich Böll schließlich dazu brachte, 1976 aus der katholischen Kirche auszutreten. Nicht aber, das betonte er, aus dem Glauben. Und so ist auch in seinen Büchern, bei aller Kirchenkritik, der Zauber des Christentums zu spüren. Etwa in seinem Roman „Und sagte kein einziges Wort“: Eine Imbissstube wird hier zu einer Art Gegenkirche. Ein unscheinbarer Priester, ohne höhere Würden, predigt dort und hilft dem verarmten Ehepaar Bogner in seinem Leid. So, das spürt man, stellte Böll sich eine barmherzige Kirche vor. Eine, die – wie Papst Franziskus es in seinem Brief über die Bedeutung der Literatur fordert – die Herzen der Menschen berührt, sich in ihre Seelen hineinversetzt.

Die Kirche hat ihm, dem Kirchenkritiker inzwischen wohl verziehen. Nach seinem Tod gewährte der Vatikan ihm, dem Ausgetretenen, eine kirchliche Bestattung – gegen den Protest vieler Gläubiger. Ein Denkmal wird ihm die katholische Kirche so schnell allerdings wohl nicht widmen. Dies ist bislang nur einem Literaturnobelpreisträger gebaut worden. Es steht in der Kirche „Domine Quo Vadis“ an der Via Appia Antica in Rom. Hier, in dieser kleinen Kapelle, in der die Fußabdrücke Jesu verehrt werden, wird auch an Henryk Sienkiewicz erinnert, Nobelpreisträger 1905. Jenen Mann, der die Geschichte des Urchristentums zur Weltliteratur machte. In seinem Roman „Quo Vadis“ beschreibt er das Martyrium der jungen Gemeinde, aber auch, wie der Glaube gegen die Tyrannei Kaiser Neros gewinnt. Und hier liest man auch von jener Begegnung, die der Apostel Petrus vor den Toren Roms erlebt haben soll. Gemeinsam mit seinem Glaubensbruder Nazarius will er die Stadt verlassen, um dem Foltertod zu entgehen. Doch dann nähert sich – auch hier – ein Leuchten.

Petrus blieb stehen und fragte: »Siehst du jenen Glanz, der sich uns nähert?« »Ich sehe nichts,« erwiderte Nazarius. Doch Petrus beschattete seine Augen mit der Hand und sagte: »Eine Gestalt kommt im Glanze der Sonne auf uns zu.« Der Wanderstab sank Petrus aus den Händen. Mit einem Male stürzte er mit ausgebreiteten Armen auf die Kniee, und von seinen Lippen drang der Ruf: »Christus! Christus! « Er fiel mit dem Antlitz zur Erde, als küsse er jemandes Füße. Lange schwieg er, dann erklangen durch die Stille die tränenerstickten Worte des Greises: » Quo vadis, Domine?« Herr, wohin gehst du?

Nazarius vernahm keine Antwort, aber zu Petrus' Ohren drang eine traurige, sanfte Stimme: »Da du mein Volk verlässest, so gehe ich nach Rom, wo man mich aufs neue kreuzigen wird.«

Der Apostel lag, das Antlitz im Staube, regungs- und sprachlos da. Endlich aber erhob er sich, ergriff mit zitternden Händen den Pilgerstab und wandte sich, ohne ein Wort zu sprechen, wieder der Siebenhügelstadt zu. Und er kehrte zurück.“

Ein Leuchten. Manchmal, wie bei Jon Fosse oder Henryk Sienkiewicz erscheint es uns ganz direkt, überstrahlt die Handlung und lässt die Romanfiguren in tiefer Erschütterung zurück. Manchmal aber, wie bei Eliot oder Böll, verbirgt es sich auch zwischen den Zeilen, zeigt sich nur dem aufmerksamen Leser. In beiden Fällen aber schafft es das, was große Literatur in ihrem besten idealistischen Sinne schaffen kann: Ein Gefühl der Verbundenheit. Mit anderen Menschen, mit der Kultur oder mit dem Glauben. Ein Lichtstreif im dunklen Wald, der aufzeigen kann: Es gibt andere, die genauso denken, wie Du. Du bist nicht allein. Ebenso wie der Leser eines Buches nie für sich allein ist, wenn er in die Geschichten und Erzählungen eintaucht, mitdenkt, abwägt, wie er oder sie vielleicht in einer beschriebenen Situation reagiert hätten. Die Welt mit den Augen der anderen zu sehen, so dass Perspektiven geweitet und der Einzelne sein Dasein neu reflektieren kann. Vielleicht ist es auch das, was Lesen und Religion idealtypisch miteinander verbindet.

* * *

Zum Autor:

Jan Ehlert, Redakteur bei NDR Kultur und Leiter des NDR Kulturportals

Literaturhinweise:

Jon Fosse: Ein Leuchten. Deutsch von Hinrich Schmidt-Henkel. Rowohlt

Dante Alighieri: Die göttliche Komödie. Deutsch von Carl Streckfuß. Zit. Nach Projekt-gutenberg.org

T.S. Eliot: Das öde Land. Deutsch von Karl Heinz Göller. Universität Regensburg

Papst Franziskus: Brief über die Bedeutung der Literatur in der Bildung. Vatican News

Osservatore Romano, zitiert nach „Die ZEIT“ Nr 24 / 1952

André Gide: Die Rückkehr des verlorenen Sohnes. Deutsch von Rainer Maria Rilke. Bibliothek Suhrkamp

Heinrich Böll: Ansichten eines Clowns. Dtv

Henryk Sienkiewicz: Quo vadis? Deutsch von Paul Seliger. Zit. Nach Projekt-gutenberg.org